

Mir zuliebe.

Roman von Erich Oberstein.

(2. Fortsetzung.)

Wesendorf aber war überhaupt noch nicht hier. Im Vorübergehen hörte Gertrud allerlei verwunderliche Bemerkungen darüber. Er war doch sonst so pünktlich! Wo er nur blieb? Freilich der Beruf! Dieser anstrengende, fürchterliche Beruf, in dem er ja bekanntlich ganz aufging. . . Alle Welt bedauerte ihn.

Gertrud lächelte ein wenig bei diesen Bemerkungen. Aber schließlich — ging es sie an? Ihr war er doch stets der freundliche, gütige und wohlwollende Beschützer gewesen, das durfte sie nie vergessen, und darum mochte sie auch jetzt nicht fortzugehen, ohne ihn wenigstens begrüßt zu haben, so sehr sie sich auch danach verlangte, all dem lärmenden Treiben zu entfliehen.

Während sie sich Gertrud Senta und Doktor Sandruch gegenüber, Gottlob, daß ich dich endlich finde! rief Senta lebhaft. Mir suchst du ja schon wie eine Stachelnadel. Aber komm, wir wollen hier in dies kleine Nebenzimmer gehen, damit wir ungestört reden können.

„Handelt es sich denn um so Wichtiges, liebe Senta?“ fragte Gertrud lächelnd, den beiden folgend.

Senta warf sich auf einen in einem Stuhl.

„Ja wohl! Doktor Sandruch teilte mir nämlich mit, Lauterbach, den Papa künftig ausschließlich im Sanatorium verwenden will, hätte keine Lust dazu. Was sagst du dazu? Hast du eine Meinung, warum er nicht will?“

„Nein!“ antwortete Gertrud kühl. „Woher sollte ich?“

„Nicht wahr — es ist bodenlos unbefonnen von ihm?“

Gertrud schrie. Senta aber fuhr ärgerlich fort: „Wo es sich doch um seine ganze Zukunft handelt. Es ist ja ganz unangenehm!“

Doktor Sandruch lächelte mäßig.

„Nun, so ganz doch nicht, gnädigste Fräulein! Lauterbach sagte freilich: Die reichen Leute brauchen nicht, denn für sie sind Ärzte genug da. Aber die Armen auf der Welt brauchen mich.“

„Indessen, unter uns gesagt — ich glaube, er fühlt sich eben unter diesen reichen Leuten etwas deplaciert. Seien wir doch offen: seiner edigen Natur fehlen die dort unerlässlichen Umgangsformen.“

Senta fuhr auf. Aus ihren schwarzen Augen schloß ein bitterböser Blick auf den Sprecher.

„Doktor Sandruch!“

Sandruch lächelte als Antwort nur boshaft.

„Nun ja — es ist doch wahr! So oft er hingezogen wird — und in letzter Zeit tut es ja der Hofrat fast immer — zeigt es sich wieder: er macht gar keinen Unterschied zwischen den Patienten.“

Sagte er nicht erst neulich der Gräfin B., ihre ganze Krankheit sei nur Einbildung. So etwas sagst man doch einer Gräfin nicht!“

Jetzt lachte auch Senta.

„Na ja — Umstände macht er wenig. Da müssen wir ihm eben erst beibringen. Aber gerade darum soll er ins Sanatorium. Ubrigens gehen Sie, Sandruch, rufen Sie mit Lauterbach einmal her!“

Sandruch machte eine ärgersüchtige Bewegung.

„Das heißt — ich bin entlassen! Wenn Sie mühten.“

„Ach, schämen Sie keinen Unsin! Morgen dürfen Sie dafür auf den Gehilf kommen. Das heißt — wenn Sie frei sind.“

„Ich mache mich jedenfalls frei. Lauterbach will abhören um zehn Uhr eine Patientin im Sanatorium operieren, da mag er dann gleich auch in meiner Abteilung die Kunde machen.“

Er verbeugte sich tief vor Senta, sehr oberflächlich vor Gertrud und entfernte sich.

„Nachdem ich nun Senta nach Gott — wie vertiebt der kleine Sandruch ist! Zu komisch! Und ich würde seine Karriere doch so deutlich aus. Aber so sind die Männer!“

und nun wir dich fast mit Gewalt hergebracht haben, tuß du den Mund taum auf!“

Gertrud lächelte geizig.

„Nimm's nicht übel, liebe Senta, aber ich fühle mich hier wirklich gar nicht am Platze. All diese Leute sind mir fremd, und der Unterschied zwischen ihnen und meiner Position ist so groß.“

„Armes Ding — ich begreife!“ unterbrach sie Senta mit klügeltem Mitleid. „Die Zimmergefallen dort!“

„So meinte ich es nicht! Ich bin sehr glücklich — dort. Denn dort darf ich nügen, trösten, Leiden lindern. Da wird man rasch vertraut mit seiner Umgebung. Hier komme ich mir fremd und überflüssig vor.“

„Um — Geschmackssache! Mich reizt der bloße Gedanke an Krankheit! Abgesehene Menschen, Klagen, Fieberdruck, antiseptische Mittel — br!“

„Ein weicher Schimmer flog über Gertruds Gesicht.“

„Sie sind doch arm! So erbarungsarm!“

„Aber nun werdet ihr ja im Sanatorium — immer zusammen arbeiten!“

„Der Aufenthalt dort ist nur ein provisorischer — für mich wenigstens.“

„Mögl. Doch Lauterbach soll dort bleiben. Papa will es, und — ich will es!“

Gertrud sah erschrocken auf, dann murmelte sie langsam:

„Das würde allerdings ein schwerer Schlag sein für seine Patienten auf der Klinik! Aber ich glaube nicht, daß er einwilligen wird.“

Senta warf den Kopf zurück.

„Du wirst ihm hoffentlich nicht abreden?“

Jetzt blühte Gertrud doch erst auf. Es war etwas im Ton Sentas, das sie befremdete.

„Ich?“ murmelte sie erstaunt. „Wie käme — ich dazu? Doktor Lauterbach weiß ganz genau, was er will, und wird seinen Überzeugungen von selbst treu bleiben. Ubrigens sagte ich schon, daß unser Verkehre sich darauf beschränkt!“

„Ja richtig! Natürlich! Es wäre auch unflin! Papa meint es gut mit Lauterbach, er soll Karriere machen im Sanatorium.“

Sie unterbrach sich hastig, sprach auf und eilte auf eine kleine, alte Dame mit schneeweißem Schittel zu, die neben wie suchend herumgelaßt hatte.

„Du entschuldigst; Gertrud, Lauterbachs Mama.“

Es war Frau Lauterbach, die ängstlich nach ihrem Sohn auspähte, weil sie heimkehren wollte. Sie fühlte sich in ihrem durch die Jahre schon etwas hohl komponierten „Schwarzleibchen“ unglücklich gedrückt. Außerdem konnte sie Westendorfs nur oberflächlich und begriff nur erstens im Leben ihren Ernst nicht, daß er sie gebeten hatte, heute endlich einmal der bereits wiederholt gesandten Einladung zu folgen.

Senta kam, ihr beide Hände entgegenstreckend, sehr herzlich entgegen. „Ach, liebste gnädige Frau, wie reizend, daß ich Sie einmal ein paar Minuten für mich haben darf! Es ist so nett, daß Sie endlich einmal kommen!“

Frau Lauterbach sah das junge Mädchen verwirrt an. Sie war sehr verlegen vor dieser gewandten jungen Dame.

„Ich weiß nicht — eigentlich sollte ich doch da gar nicht herein unter all die berühmten Leute!“

„Nun, ich hoffe, Sie werden hier noch recht heimlich werden. Als Mutter eines Sohnes, der ja auch bald berühmter sein wird.“

Die alte Frau unterbrach sie verlegen lichernd:

„Du meine Güte! Der Ernst gerührt? Aber der will ja gar nicht beruhigt werden. . . der ist so . . . nur schaffen will er! Kulturist wie sein Vater!“

Man arbeitet aber doch eben, um berühmter zu werden, liebe gnädige Frau!“

„So? Nu — ich weiß nicht.“

Sie erblickte plötzlich Gertrud, ahnete ordentlich erleichtert auf und bot ihr herzlich die Hand. „D Fräulein Gertrud — das freut mich aber, daß Sie auch da sind!“

„Sie kennen Fräulein Schenker?“ fragte Senta erstaunt, und ihre so geliche wieder erwachte Mißtrauen wurde nicht beruhigt, als die alte Dame warm antwortete: „Natürlich! Kon der Klinik her. Wenn ich Ernst mal besuche dort, dann gehe ich immer auch ein bißchen zur Fräulein Gertrud, und wir schägen ein — nicht wahr?“

Gertrud nickte lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

In den Vereinigten Staaten werden alljährlich für rund 40 Millionen Dollars Bannnoten aus dem Papiermüll hergestellt.

In der Kaiserzeit gab es in Rom 800 private und 20 öffentliche Bäder. In dem größten konnten 5000 Menschen zu gleicher Zeit baden.

Gertrud — dann ist sie wohl jung und hübsch, nicht wahr?“

Gertrud sah erstaunt auf, dann lächelte sie nachsichtig.

„Aber, Senta! Du denkst doch nicht, daß das eine Rolle spielen könnte zwischen Arzt und Patientin?“

„Na? — Warum denn nicht Überzeugt?“

„Weil es die priesterliche Heiligkeit seines Berufes verwirren würde! Denn, siehst du, der wahre Arzt muß sein wie ein Priester. Lauterbach ist ein solcher, gottlob! Was Frau Sanna anbetrifft, so ist sie eine Frau von dreiwertig Jahren, Mutter dreier Kinder, eine arme, abgearbeitete Wittin von Laube, die nur einen Gedanken hat: gesund zu werden!“

Sie schweig. Senta blühte unruhig vor sich hin. Etwas nachsichtig lauerndes lag in ihrer ganzen Haltung. Mächtig sagte sie beinahe inquisitorisch:

„Ihr versteht euch wohl sehr gut, ihr beiden überspannten Menschen! Ich meine: Lauterbach und du?“

Gertrud, deren Gedanken bei Frau Sanna weiterliefen, antwortete harmlos:

„Das heißt, wir arbeiten zusammen. Zu Privatgesprächen gibt's da keine Zeit, wie ich dir bereits gestern andeutete.“

„Aber nun werdet ihr ja im Sanatorium — immer zusammen arbeiten!“

„Der Aufenthalt dort ist nur ein provisorischer — für mich wenigstens.“

„Mögl. Doch Lauterbach soll dort bleiben. Papa will es, und — ich will es!“

Gertrud sah erschrocken auf, dann murmelte sie langsam:

„Das würde allerdings ein schwerer Schlag sein für seine Patienten auf der Klinik! Aber ich glaube nicht, daß er einwilligen wird.“

Senta warf den Kopf zurück.

„Du wirst ihm hoffentlich nicht abreden?“

Jetzt blühte Gertrud doch erst auf. Es war etwas im Ton Sentas, das sie befremdete.

„Ich?“ murmelte sie erstaunt. „Wie käme — ich dazu? Doktor Lauterbach weiß ganz genau, was er will, und wird seinen Überzeugungen von selbst treu bleiben. Ubrigens sagte ich schon, daß unser Verkehre sich darauf beschränkt!“

„Ja richtig! Natürlich! Es wäre auch unflin! Papa meint es gut mit Lauterbach, er soll Karriere machen im Sanatorium.“

Sie unterbrach sich hastig, sprach auf und eilte auf eine kleine, alte Dame mit schneeweißem Schittel zu, die neben wie suchend herumgelaßt hatte.

„Du entschuldigst; Gertrud, Lauterbachs Mama.“

Es war Frau Lauterbach, die ängstlich nach ihrem Sohn auspähte, weil sie heimkehren wollte. Sie fühlte sich in ihrem durch die Jahre schon etwas hohl komponierten „Schwarzleibchen“ unglücklich gedrückt. Außerdem konnte sie Westendorfs nur oberflächlich und begriff nur erstens im Leben ihren Ernst nicht, daß er sie gebeten hatte, heute endlich einmal der bereits wiederholt gesandten Einladung zu folgen.

Senta kam, ihr beide Hände entgegenstreckend, sehr herzlich entgegen. „Ach, liebste gnädige Frau, wie reizend, daß ich Sie einmal ein paar Minuten für mich haben darf! Es ist so nett, daß Sie endlich einmal kommen!“

Frau Lauterbach sah das junge Mädchen verwirrt an. Sie war sehr verlegen vor dieser gewandten jungen Dame.

„Ich weiß nicht — eigentlich sollte ich doch da gar nicht herein unter all die berühmten Leute!“

„Nun, ich hoffe, Sie werden hier noch recht heimlich werden. Als Mutter eines Sohnes, der ja auch bald berühmter sein wird.“

Die alte Frau unterbrach sie verlegen lichernd:

„Du meine Güte! Der Ernst gerührt? Aber der will ja gar nicht beruhigt werden. . . der ist so . . . nur schaffen will er! Kulturist wie sein Vater!“

Man arbeitet aber doch eben, um berühmter zu werden, liebe gnädige Frau!“

„So? Nu — ich weiß nicht.“

Sie erblickte plötzlich Gertrud, ahnete ordentlich erleichtert auf und bot ihr herzlich die Hand. „D Fräulein Gertrud — das freut mich aber, daß Sie auch da sind!“

„Sie kennen Fräulein Schenker?“ fragte Senta erstaunt, und ihre so geliche wieder erwachte Mißtrauen wurde nicht beruhigt, als die alte Dame warm antwortete: „Natürlich! Kon der Klinik her. Wenn ich Ernst mal besuche dort, dann gehe ich immer auch ein bißchen zur Fräulein Gertrud, und wir schägen ein — nicht wahr?“

Gertrud nickte lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

In den Vereinigten Staaten werden alljährlich für rund 40 Millionen Dollars Bannnoten aus dem Papiermüll hergestellt.

In der Kaiserzeit gab es in Rom 800 private und 20 öffentliche Bäder. In dem größten konnten 5000 Menschen zu gleicher Zeit baden.

Phantastie und Wirklichkeit.

Von Solomon Mikolaj.

Im „Kleinen Anzeiger“ unserer Zeitung stand unter all den Annoncen und Aufzügen vor einigen Jahren die folgende Zeile: „Ein junger Dichter wünscht mit einer geistesverwandten Dame in Briefwechsel zu treten.“

Wir Mitarbeiter wußten, daß einer unserer Kollegen diese Anzeige eingekauft hatte, um die Leser zu amüsieren und gewissermaßen als Agent provocateur zu dienen. Als daher die erste Antwort an den „jungen Dichter“ eintraf, hieß das rosenfarbene Briefchen lediglich ein Schreibstück unter Briefenbürgen und Manuskripten liegen, bis ich mich endlich seiner erbarmte.

„Nun, welcher von euch ist eigentlich der Empfänger dieser Beschaft, der junge, hoffnungsvolle Dichter?“

Ein magerer, unscheinbarer, junger Mensch meldete sich. Er nahm den Brief, las ihn flüchtig durch und warf ihn in den Papierkorb.

„Oh, Freund Julius“, rief ich, „gehst du so mit den geistreichen Damen um?“

„Nun, diese ist nicht weniger, als geistreich. Das sentimentale Gänselein schwärmt mehr für die Poesie als für die Prosa.“

Ich nahm den Brief und las ihn. Es war eine jener lebenswirdig naiven Episteln, wie sie nur sehr junge Mädchen schreiben. Sie wünschte unter dem Namen „Flora“ mit dem jungen Dichter in Korrespondenz zu treten, natürlich nur anonym und ohne Wissen der Mama.

„Gef, du Unbankbarer“, sagte ich, „antworte ihr doch, es wäre ja ein Verbrechen, diese gläubige Seele zu enttäuschen.“

„Meinst du?“ fragte Julius, zerkürr von seinem Pulse aufblühend, doch er gehorchte und antwortete der Briefschreiberin nunmehr unter seinem richtigen Namen, der den Leserinnen der belletristischen Zeitschriften wohl bekannt war.

Einige Wochen später lästete auch „Flora“ ihr Inkognito und zeichnete die immer länger werdenden Briefe mit ihrem wahren Namen: Marie Toth.

Was dahin war ich in die Geheimnisse dieser harmlosen Korrespondenz eingeweiht worden; nun aber gute Julius nur mit den Äußerungen über sagte: „Gef doch, das Ganze ist ein Unflin“, wenn ich mich nach jener Freundin erkundigte, doch sein beschränktes Lächeln, das den weltberühmtesten Zug um seinen Mund verdrängt hatte, und der vertraute Blick seiner wirklich schönen Poetenaugen verrieten es deutlich, daß er mit Haut und Haaren diesem „Unflin“ verfallen und in die schöne Unbekanntheit verliebt war.

Wenn einmal der erwartete Brief aus Krak ausblühte, verblühtete sich der Blick unfrei Kollegen und er erteilte tödliche Dolchschläge mit seiner spitzen Feder, denn er war auch Theaterkritiker und Musikregisseur.

Eines Tages erschien Julius mit stolzer Miene und wie ein Ged herausgehüpft, mit eleganter Halsbinde, lichten Handschuhen und einer roten Nelke im Knopfloch, in der Redaktion. „Sie kommt!“ rief er noch atemlos vom raschen Laufen.

„Wer kommt?“ fragte ich verwundert.

„Fräulein — Marie! Sie kommt heute mit ihrer Mutter aus Krak. Wir haben ein Rendezvous für heute nachmittags verabredet. Müßt du mich begleiten, soll ich dich vorkommen?“ fragte er mit solcher Sonnenmiene, als ob er mir die größte Günst erwies.

„Meinetwegen“, erwiderte ich ziemlich gelassen.

„Um drei Uhr treffen wir uns vor dem Lloyd“, Gebäude, bei dem das Salzbad abgehenden Omnibus.“

„Und wie werdet ihr einander erkennen?“

„O, ganz leicht, lieber Freund, ich trage eine rote Nelke im Knopfloch, sie eine ebensolche Nelke im Haar, ein blaues Band im Hut. Marie begleitet ihre Mutter ins Salzbad und wir steigen in denselben Wagen, sitzen einander gegenüber; ist das nicht gut ausgebahnt?“

„Vortrefflich“, rief ich, „ich werde dich begleiten.“

Fünf Minuten vor drei Uhr standen wir mit andern Wartenden an der bezeichneten Stelle, als eine ältere Dame und ein junges Mädchen sich zu uns gesellten. „Das ist sie!“ rief Julius ausgeregt, mich am Arme fassend.

„Gib, es gibt noch mehr blaue Bänder auf den Damenhüten.“

„Ja, aber ich fühle es an meinem Herzschlag, daß sie es ist, und ich nur, sie trägt auch die rote Nelke im Haar!“

Wirklich trug sie eine rote Nelke in ihrem mattblonden Flachshaar, und sonst war auch nichts Neues, Frisches an dem blutarmen Mädchen, in dessen blaßem Gesicht nur die blauen träumerischen Augen hübsch zu nennen waren. Doch Julius schien ganz entzückt zu sein.

Wir nahmen, ah im Omnibus, ich kam neben die Mama zu sitzen, während Julius sich seiner blauen Plamme gegenüber setzte. Wir mußten lange warten, ehe der Wagen sich in Bewegung setzte, da der Kutscher nicht fahren durfte, bis die Zahl seiner Passagiere voll war. Zum Glück hieß nun aber auch der berühmte Komiker Korongi ein. „Ach, Kutscher, wann fahren wir endlich?“ fragte er.

„Sie sind der Fünfte; wie müssen warten, bis acht Passagiere beisammen sind.“ Korongi zog den Koffer bis zu den Ohren, den Hut in die Höhe, stieg bei der andern Tür aus und trat wieder zu dem Kutscher, der er mit schwacher Geistesstimme fragte: „Wann fährt Ihr Wagen ab, Herr Beiter?“

„Stehen Sie nur ein, alter Herr!“

Doch Korongi umkreiste wieder die alte Kreise nach, verabschiedete sich in einem Geistesflug und trat abermals zu dem Kutscher. „Was kostet die Fahrt ins Salzbad?“

„Joangig Kreuzer. Steigen Sie nur ein, Hochwürden, wie werden gleich fahren.“

Über Korongi zog eine Lade in die Stirn, setzte den Hut schief auf und lehrte als Boshafte zu dem Kutscher zurück, der nun endlich, da die Zahl voll war, die Pferde antrieb, worauf das vorstufliche Fahrzeug sich langsam in Bewegung setzte.

Im Wagen herrschte die tiefste Stille. Der Komiker zog eine Zeitung aus der Tasche und las, die Mama des blauen Lächelns saß da wie ein Fährgele, aus dem Strid lel herab, Julius blühte mit schillernder Bewunderung sein Visage an, ohne daß er es anzudeuten mochte, bis der Wagen plötzlich einen Stoß gab und dem Mädchen die Nelke aus dem Haar fiel. Julius bemühte diesen Augenblick, sich schnell auch seine Nelke fallen und taufchte sie aus, ehe er sie dem Fräulein reichte. Dieses hatte den Umlauf bemerkt, und honorierte den glücklichen Einfall mit einem Lächeln, das sie sehr verstaunte. Nachdem sie für den Ritterdienst gedankt hatte, steckte sie die Nelke an ihren Busen, haß ins Haar, doch in diesem Augenblick gab der Wagen wieder einen Stoß und hielt, denn ein Rad war gebrochen und wir mußten aussteigen. Als wir dem Kutscher unsern Dolos entrichteten, rief dieser verwundert umherblickend: „Wo sind denn die andern drei Herren, die noch nicht gezahlt haben?“

„Welche Herren?“ fragte der Komiker.

„Nun, der alte kränkliche Herr, der Parrer und der Künstler.“

„Wir haben keinen von diesen gesehen, welche Wonne ich fühle!“ rief Julius begeistert.

„Und ich wünschte, Ihre Verse lesen zu dürfen“, erwiderte sie mit großer Wärme.

„Ich werde Ihnen meine Gedichte zufinden, Fräulein.“

„Aber Sie kennen doch meine Adresse nicht!“

„Wie — habe ich Ihnen denn nicht schon unzählige Briefe geschrieben?“

Doch da waren wir schon beim Salzbad angelangt, die Mutter ihrer entlassenen Rücken unter ihre schützenden Fittiche und Julius mußte sich verabschieden.

In die Redaktion zurückgekehrt, fanden wir einen Brief am Tische liegen. Er war an Julius gerichtet. Mit guttender Hand zerrte er das Rechte, durchslog den Inhalt und reichte mir den Brief. Marie Toth verstand ihn, daß wegen plötzlicher Erkrankung ihrer Mutter die beschlossene Reise unterbleiben und die geplante Begegnung verschoben werden müsse. Wie soll ich das verheißene?“ rief Julius ganz bleich vor Erregung.

„Es gibt offenbar noch mehr rote Nelken und blaue Mädchlein, lieber Freund, aber da wir doch schon am zarten Tiesten sind die einzigartigen lithographischen Schiefer von Sohlenosen. Dort haben sich namentlich auch Insekten so tollendet erhalten, daß jede Linie des Negatives der Flügel erkennbar ist.“

Damit aber stehen diese dem Jura angehörigen Gesteinslager nicht ohne Beispiel da, sondern noch ältere Gesteine, vorzugsweise alte Sandsteine und Schiefer der Steinkohlenformation haben in verschiedenen Ländern, sowohl in Deutschland wie in Belgien, Frankreich, England, Vereinigten Staaten usw., eine verhältnismäßig

Ich las die Revue, in der die unglückliche Liebe eines Mädchens beschrieben wird, das während einer Omnibusfahrt einen Dichter kennen lernt, der ihr Herz im Sturm erobert; doch wartet sie Tag für Tag vergebens auf das versprochene Zeichen seines Gedankens, bis sie vom Fieber der Erwartung erkrankt und endlich, wie eine verfallene Blume, vorzeitig verwehlt. — Einige Tage später fand ich im Briefkasten der Redaktion unter der Chiffre „Sophiens Tod“ die folgende Antwort:

„Geschichte zu sentimental, schülerhaft und unbrauchbar. Papierloch.“

„Grafamer Henter, du, hast du denn gar kein Mitleid?“ rief ich entsetzt.

„Ja, aber wir können doch diese Schularbeit nicht brauchen, die Revue!“

„Gef mit deiner Revue, hier handelt es sich um das Mädchen, das dich liebt.“

„Er suchte die Kesseln. Wenn es aber nun einmal nicht die Richtige war —“

„Unfinn, du kennst ja diese Marie gar nicht, hast sie nie gesehen.“

„Aber ich liebe sie und werde ihr ewig die Treue bewahren!“ — Und er beugte sich nieder und schrieb Seite um Seite an die Geliebte, die seine Phantasie in die leuchtendsten Farben kleidete. — Während er mit verklärter Miene schrieb, las wohl die arme Sophie das graue Tobesurteil im Briefkasten der Redaktion und ihren blauen Augen entströmten ganze Tränenbäche, ich aber gelangte zur Einsicht, daß es wohl nichts Einfalligeres gäbe, als so ein Dichterges mit, denn stets die Laube am Dache mehr gilt als der Sperling in der Hand und dem die Betrügerin Phantastie teurer ist als die beglückende Wirklichkeit.“

Das folgende Ereignis soll sich wirklich zugetragen haben:

Ort der Handlung: Wilmersdorf. Eine junge Dame, die ich nicht nenne, die Mutter nimmt sich endlich ihrer an. Worüber sollst du denn schreiben, Elise? Elise liest als Thema des Aufsatzes vor: „Und fröhlich er nicht zu jeder Zeit, so fröhlich er doch noch Möglichteit!“ Die Mutter traut ihren Ohren nicht: „Darüber sollst du schreiben? Was soll denn das heißen? Wer ist denn gemeint? Wer fröhlich denn noch Möglichteit?“ Elise weiß keine Antwort. Ihr zermartertes Köpfchen wehrt auch nicht, vor noch Möglichteit fröhlich. . . Die vorgerende Mutter steigt in die Untergrundbahn und fährt zur Lehrerin ihrer Tochter, der sie die Note des Kindes zeigt. Und etwas beschämt fügt sie hinzu, sie könne es auch nicht verstehen, was dieses Aufsatzthema bedeuten sollte: „Und fröhlich er nicht zu jeder Zeit, so fröhlich er doch noch Möglichteit!“ Statt aller Antwort bricht die Lehrerin in lautes Lachen aus. Und bald ist das Mißverständnis geklärt. Das Aufsatzthema war nämlich dem Religionsunterricht entnommen: „Und fröhlich er nicht zu jeder Zeit, so fröhlich er doch, wenn's möglich ist.“

„Eines Kindergehirns hatte nur das ihr bis dahin unbekannte Wort „fröhlich“ im Gedächtnis behalten und sich daraus seinen eigenen Vers gemacht.“

„Eitener Fund.“

Der Begriff der Versteinerung müßte eigentlich ausgemergelt werden, denn die Reste ausgestorbener Tiere und Pflanzen, die sich in Ablagerungen älterer Schichten der Erdkruste finden, sind selten eigentlich versteinert, sondern nur mit dem Gestein verbunden. Die Reste selbst bestehen entweder in Abdrücken oder in Gesteinsausfüllungen der Hohlräume (fogenannten Steinternen), oder endlich in den ursprünglichen Stoffen selbst, ob es sich nun um Knochen, Kalkschalen oder anderes handeln mag. Die Erhaltung richtet sich hauptsächlich nach der Schichtart, und seine Sand-Kalksteine und Schiefer sind am besten dazu geeignet. In ihnen finden sich nicht nur die Leberbleibel von Lebewesen mit festen Hohlgebilden wie die Muschelschalen, Schneidengehäuse, Zähne und Knochen höherer Tiere, sondern mitunter auch die zartesten Körperformen. Sind doch sogar in alten Gesteinen die Abdrücke von Quallen nachgewiesen worden, die aus wenig mehr als aus einem Klumpen Schleim bestehen und rasch zerfallen, wenn sie vom Meer aus den Strand geworfen werden. Besonders und mit Recht berühmt wegen ihrer wunderbaren Schätze an zarten Tiesten sind die einzigartigen lithographischen Schiefer von Sohlenosen. Dort haben sich namentlich auch Insekten so tollendet erhalten, daß jede Linie des Negatives der Flügel erkennbar ist.

Damit aber stehen diese dem Jura angehörigen Gesteinslager nicht ohne Beispiel da, sondern noch ältere Gesteine, vorzugsweise alte Sandsteine und Schiefer der Steinkohlenformation haben in verschiedenen Ländern, sowohl in Deutschland wie in Belgien, Frankreich, England, Vereinigten Staaten usw., eine verhältnismäßig

Das Eisenbahnnetz des Deutschen Reiches umfaßt gegenwärtig 60,000 Kilometer vollspuriger Eisenbahnen.

Das Rot für die Fosea der französischen Soldaten wird nur in einer Fabrik hergestellt, und zwar in einer — deutschen zu Ludwigshafen.

Deutschland bezog 1912 von Frankreich über 4 Millionen Kilogramm Blumen und über eine halbe Million Jentner Früchte und Gemüse.

Bei den Rama und Bergdamer werden die Söhne nach dem Familiennamen der Mutter und die Töchter nach dem des Vaters genannt.

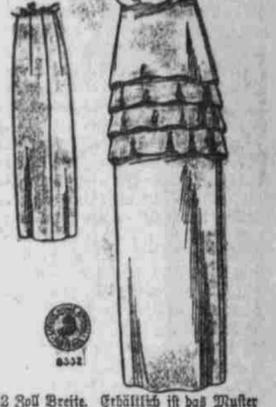
— Schwere Wahl. Herr Treppenhauer trägt in seiner Modische sein Frühlings — weiß gefochte Eier — und seinen Rauchtabak. Untertweg merkt er, daß der Tabakbeutel getroffen ist und die Eier zerbrückt sind. Er betrachtet sich nun bedrückt das Gemisch und murmelt nachdenklich vor sich hin: „Soll ich nun das Zeug fesse oder — rauche?“

Unsere Schnittmuster - Offerte

Jedes Muster 15c

Blusenrod mit Bolantgarnitur, No. 89332.

Die moderne Frau kann des separaten Blusentods nicht mehr entbehren. So die Mode alles Konstruktive begünstigt lassen sich mit seiner Hilf: und einer leichten Fingerleichte, vielleicht noch einem kleinen Wasserbüchsen, reizende und nicht theure Frühlingskostüme herstellen. Die drei Bolants, die das Hauptmerkmal an diesem Modell bilden, geben ihm die „herb“ gefällige Gestalt. Mit einer glatten Rod verziert, findet ebenfalls in dieser Illustration einen Wunsch erfüllt, da der Strannd auch ohne die schamlose Stoffe sind für Verarbeitung für Mode dieses Genres am geeignetsten; doch sind für die Gewebe mit ein wenig Appretur vorzuziehen für den allgemeinen Gebrauch. Um dieses Modell mit Bolant herzustellen, benötigt man für eine mittlere Figur 3/4 Yard Material No.



42 Zoll Breite. Erhältlich ist das Muster in 6 Größen, von 22—32.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15c Entgelt für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept.
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Coupon

Soll mir das Muster No.

(Schreibe hier die Größe ein)

Name

No. Straße

Stadt

sig reiche und schön erhaltene Insektenfauna geliefert. Einen neuen, prachtvollen Reagenzglaser von Jahrmillionen ausgestorbene Insektenwelt hat Dr. Bolton durch einen Fund in den englischen Kohlenlagern aus Tageslicht gezogen. Es handelt sich um den Rest einer Libelle, die eine Kriechen unter ihresgleichen gewesen sein muß. Erhalten ist von dieser nur ein Drittel des linken Vorderfüßels, aber dies Stück mißt allein 1/2 Zoll in der Länge und 1/4 Zoll in der Breite, so daß die Länge des ganzen Flüßels auf fast 8 Zoll geschätzt werden muß. Die ganze Spannweite der Libelle beim Flug hat also mehr als 16 Zoll betragen, und man würde sich wohl einermagern wundern, heute ein betriebsfähiges Kriechentier aufzutreiben zu sehen, mit dem selbst die größten tropischen Schmetterlinge nicht in Vergleich treten könnten.

Das Eisenbahnnetz des Deutschen Reiches umfaßt gegenwärtig 60,000 Kilometer vollspuriger Eisenbahnen.

Das Rot für die Fosea der französischen Soldaten wird nur in einer Fabrik hergestellt, und zwar in einer — deutschen zu Ludwigshafen.

Deutschland bezog 1912 von Frankreich über 4 Millionen Kilogramm Blumen und über eine halbe Million Jentner Früchte und Gemüse.

Bei den Rama und Bergdamer werden die Söhne nach dem Familiennamen der Mutter und die Töchter nach dem des Vaters genannt.

— Schwere Wahl. Herr Treppenhauer trägt in seiner Modische sein Frühlings — weiß gefochte Eier — und seinen Rauchtabak. Untertweg merkt er, daß der Tabakbeutel getroffen ist und die Eier zerbrückt sind. Er betrachtet sich nun bedrückt das Gemisch und murmelt nachdenklich vor sich hin: „Soll ich nun das Zeug fesse oder — rauche?“